

ZUKUNFT

Singen im Protestantismus heute und morgen – Problemanzeigen und Chancen*

Von Peter Bubmann

Singen im Alltag?

Wer über 50 Jahre alt ist, erinnert sich vielleicht noch: In der Kindheit und Jugend wurde auf Reisen im Auto oder Bus gesungen. Heute erfreut sich der Nachwuchs bei solcher Gelegenheit gerne an Spielkonsolen oder starrt auf die in die Nackenstützen eingebauten Bild-Monitore und tippt den neuesten Statusbericht an die Facebook-Freunde ins i-phone. Die überall ertönenden Handy-Klingelzeichen sind nur das offensichtlichste Zeichen einer Medienrevolution, die den Zugang zu Klang und Musik völlig neu strukturiert. Wer da noch im Auto mit seinen Kindern singt, darf sich fühlen wie ein musikalisches Relikt aus kultureller Vorzeit.

Solche zeitkritischen Diagnosen treffen nur die halbe Wahrheit. Gesungen wird weiterhin, wenn auch in veränderter Weise. Man lässt gerne singen – nämlich die Profis, gut konserviert und jederzeit abrufbar auf Tonträgern. Noch nie wurde soviel Vokalmusik vom Schlager über Rockmusik und HipHop bis hin zur Oper gehört wie heute. Oftmals summen die Menschen unbeobachtet zuhause ihre Lieblingstitel mit – nicht nur unter der Dusche, und echte Fans können ganze Konzerte auswendig mitsingen. Die Ahnung, dass man auch selbst singen könnte, ist also durchaus verbreitet. Es fehlen allerdings die Anlässe. Jungen Eltern fallen keine Gute-Nacht-Lieder für die Kleinen mehr ein. Mit den Eltern zu singen, gilt Jugendlichen meist als oberpeinlich. In der Schule singen ist weithin Fehlanzeige, im Fußballstadion – immerhin, denn in der gemeinsamen Ekstase sinken die Schamschwellen. Das gilt auch für Karaoke-Veranstaltungen, wo die Sucht nach Anerkennung (wenigstens zeitweilig ein Popstar zu sein) die Menschen mehr oder weniger trefflich singend auf die Bühnen treibt. Nicht zu vergessen Karnevals-Hochburgen wie Mainz und Köln, wo generationenübergreifend die Stimmen erhoben werden.

* Erstmals veröffentlicht in Peter Bubmann/Konrad Klek (Hg.), *Davon ich singen und sagen will. Die Evangelischen und ihre Lieder*, Leipzig 2012, 215–223. Neuabdruck mit freundlicher Genehmigung der Evangelischen Verlagsanstalt, Leipzig.

Und natürlich die Kirchen: Beim Weihnachtsgottesdienst sollen es die altbekannten Lieder sein, bei der Konfirmation möglichst poppige Gospeltitel und bei der Hochzeit etwas Festliches, bei der Beerdigung das Lieblingslied des Verstorbenen. Zum Gottesdienst und zum kirchlichen Fest gehört das Singen, auch wenn man selbst den Mund nicht öffnen mag. Die Verbindung von christlichem Glauben und Gesang ist im kulturellen Gedächtnis fest verankert – dem Protestantismus sei Dank!

Die Geschichte des protestantischen Kirchenliedes hat sich insofern (auch weltweit) als ungeheure Erfolgsgeschichte erwiesen. Jedenfalls im deutschsprachigen Raum sind Liturgien und kirchliche Feiern ohne Gemeindelieder kaum denkbar. Das ist inzwischen auch in der katholischen Liturgie hierzulande derart selbstverständlich, dass sich manche römisch-katholische Liturgiewissenschaftler und Kirchenoberen in Rom bereits über zu viel Liedgesang in der Messe beklagen.

Verstummende Stimmen – zur Veränderung der Singkultur

Gleichwohl ist das aktive gemeinsame Singen der Gemeinde in den vergangenen 50 Jahren in eine Krise geraten. Das hat strukturelle gesellschaftliche Gründe. Selber singen ereignet sich in einer individualisierten und pluralisierten Gesellschaft nicht mehr von selbst, es braucht Anregungen und stimulierende Orte, Rituale und bewusst gepflegte Traditionen. Wo man in Familien noch von der psychischen und religiösen Anregungskraft des Singens weiß, existieren weiterhin Räume familiärer Singkultur. Eine solche musikalisch-religiöse Sozialisation ist jedoch mittlerweile alles andere als selbstverständlich. Meist ist sie durch Fernsehen, Computerspiele, Internetsurfen und Handy-Kommunikation ersetzt. In den Schulen, jedenfalls in den höheren Klassenstufen wurde – auch im Religionsunterricht – jahrzehntelang zu wenig gesungen. Das Volkslied geriet in weiten Kreisen der Bevölkerung in Verruf oder Vergessenheit. Zu hausbacken erschien es gegenüber den Rhythmen und dem Sound der US-Popmusik. Auch Erinnerungen an zwanghafte nationalsozialistische Vergemeinschaftungsrituale mit Gesang trugen nicht zur Beliebtheit des Volksliedsingens im Nachkriegsdeutschland bei.

Andererseits zählen die Chöre weiterhin zahlenmäßig zur größten Gruppe der Musizierenden in Deutschland: über 50.000 Chöre mit über 1,3 Millionen Mitgliedern, davon mehr als die Hälfte Kirchenchöre, allein im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) mehr als 21.000 Kinder-, Jugend- und Kirchenchöre mit über 400.000 Mitgliedern.

So sind einander gegenläufige Tendenzen festzuhalten. Einerseits schwindet das Singen als selbstverständlicher Teil der häuslichen Alltagskultur und der religiösen Sozialisation, andererseits ist es als abgegrenzter Eigenbereich

des kulturellen Lebens fest verankert. Dabei bleibt es allerdings zunehmend bedroht von der Gefahr kultureller Gettoisierung angesichts der alltäglichen Präsenz und Dominanz der Popkultur.

Im 21. Jahrhundert scheint es an der Zeit, diesen Tendenzen zur Verdrängung des Singens aus dem Alltag gezielt Kontrapunkte entgegenzusetzen. Der Rundfunksender SWR 2 lädt zusammen mit dem Stuttgarter Carus-Verlag mit „Liederprojekten“ wie dem *Wiegenlieder*-Projekt, angestoßen vom Opernsänger Cornelius Hauptmann, unter der Schirmherrschaft der Bundeskanzlerin mittels CD-Aufnahmen und Notenbüchern zum Singen im Alltag ein. Initiativen wie die 2001 in Stuttgart gegründete Stiftung Singen mit Kindern oder das Frankfurter Projekt „primacanta“ haben sich der Förderung des Singens verschrieben. Der bekannte Sing-Forscher Karl Adamek bietet Workshops und Ausbildungskurse zur Erfahrung der „Heilkraft des Singens“ an. Unter Schirmherrschaft des weltberühmten Geigers Yehudi Menuhin wurde das Singnetzwerk „Il canto del mondo – internationales Netzwerk zur Förderung der Alltagskultur des Singens e. V.“ gegründet, mit dem Projekt „Canto elementar“ werden dabei Singpatenschaften für Kindergartenkinder eingerichtet. Manche Landeskirchen (z. B. Kurhessen-Waldeck) legen ähnliche Programme auf, um dem frühkindlichen und familiären Singen neue Möglichkeiten zu eröffnen.

Musik als Kennzeichen verschiedener Milieus und Lebensstile

Die gesellschaftlichen Differenzierungsprozesse, die Individualisierung von Lebensläufen und die Pluralisierung von Lebensstilen stellen allerdings das kirchliche Singen grundsätzlich vor neue Herausforderungen. Die verschiedenen Milieus in der Gesellschaft und dem entsprechend auch innerhalb der Kirchen drücken ihre jeweiligen ästhetischen Vorlieben gerade musikalisch aus. Dabei kommt es fast zwingend zu gegenseitigen Abstoßungseffekten und zu wechselseitigem Unverständnis. Waren es in den 1960er Jahren noch vorrangig die kulturellen Kämpfe zwischen der Elterngeneration und der Jugend, so differenzieren sich heute alle Altersgruppen in milieugeprägte Lebensstile aus. Wer gerne Hitparaden volkstümlicher Musik im Fernsehen konsumiert, wird sich mit den Anhängern der hochkulturellen Avantgarde-Szene nicht nur über die Musik kaum verständigen können. Die musikalische Sozialisation wird so geprägt einerseits durch das Milieu, in dem man aufwächst oder lebt, andererseits durch individuelle Prägungen und Vorlieben gebrochen.

Jedenfalls kommt es so zu einer unüberschaubaren Vielfalt an musikalischen Vorlieben innerhalb der christlichen Gemeinden. Wie unter solchen Bedingungen in der Volkskirche gemeinsam gesungen werden kann, scheint vielerorts fraglich. Die tradierte gemeinsame Singkultur des protestantischen

Chorals bricht weg. Das wird schon seit Jahrzehnten spürbar vor allem bei den Kasualien, also den Gottesdiensten an den Knotenpunkten des Lebens. Weder bei der Taufe noch bei Hochzeiten oder Beerdigungen können die Versammelten mehr als ein bis zwei Lieder gemeinsam singen. Andererseits ist es für die Kantorinnen und Kantoren in den Kirchengemeinden fast unmöglich, die vielfältigen musikalischen Erwartungen der Kirchenmitglieder an solche Feiern zu erfüllen. So kommt es zu stilistischen Passungsproblemen zwischen kirchlichen Singangeboten und den ästhetischen Wünschen der Kirchenmitglieder. Auch altertümliche, kaum mehr verständliche Liedtexte lassen verstummen, missglückte neue Lieder ebenso. Am Ende singen oft die Pastorin und der Organist alleine oder extra verpflichtete Solisten, manchmal nicht die schlechteste Lösung. Zudem hat die Pluralisierung des Geschmacks auch das kirchliche Personal voll erfasst, so dass nicht einmal bei Pfarrern und Religionslehrerinnen die Kenntnis eines gemeinsamen Liedrepertoires vorausgesetzt werden kann.

Die Pluralisierung kultureller Szenen bringt mit sich, dass jede Frömmigkeitsbewegung sich ihren eigenen musikalischen Reim auf die Religion macht und also auch das kreative Liedschaffen in unterschiedlichste Szenen zerfällt. Die Stärke des Protestantismus, seine Vielfalt, birgt damit zugleich eine Gefahr. Die beziehungslos nebeneinander herlaufenden Formen des Singens ermöglichen kaum noch eine gemeinsame protestantische Profilierung in der Öffentlichkeit. Das gemeinsame Liedgut schrumpft auf ganz wenige Lieder zusammen.

Das traditionelle Kirchenlied ist weithin ins Getto des kerngemeindlichen Sonntagsgottesdienstes eingeschlossen. Hier trifft man durchaus auch die Klassiker des Neuen Geistlichen Liedes (NGL) an. In Kindergarten und Schule wird fast nur solches Liedgut gepflegt. Das gilt ähnlich von vielen Kasualien, vor allem Hochzeiten. In zahlreichen Jugendszenen, vor allem den freikirchlichen und dem CVJM (Christlicher Verein junger Menschen) nahe stehenden, dominiert hingegen CCM (Christian Contemporary Music) und hier vor allem die Praise-Music, Lob- und Anbetungsmusik im Stil von US-Mainstream-Popmusik. Die boomende Gospelchor-Szene mit ihrem speziellen Liedgut spricht hauptsächlich die mittlere Generation der höher Gebildeten an. Ein eigener Markt hat sich auch für poporientierte Kindermusik entwickelt. Demgegenüber sind die genuin kirchenmusikalischen Ansätze von Musik für Kinder (Rolf Schweizer, Andreas Handtke u. a.) vielerorts ins Hintertreffen geraten. Bereits die Kinder sind so Objekte kirchenmusikalischer Marktstrategien geworden. Die je aktuellen jugendkulturellen Stile – derzeit immer noch stark Hip-Hop und textbetonte Musikformen, wie sie sich auch in den *poetry slams* zeigen – werden von jungen christlichen Bands und Liedermachern

aufgegriffen. Sie sind in der Regel aber nur von regionaler Bedeutung. Mainstream-Pop à la Sarah Kaiser und Dieter Falk (*Die 10 Gebote-Musical*) trifft eher den Geschmack der mittleren und älteren Generation.

Die Gattung des theologisch gediegenen Gemeindeliedes wird in einer eigenen hymnologischen Szene weitergepflegt. Dabei wird sehr stark europäisches und internationales Liedschaffen aus der Ökumene rezipiert, vgl. etwa das Liederbuch „Thuma Mina“. Vor allem aus den Niederlanden stammen viele Liedvorlagen, die etwa durch Jürgen Henkys nach Deutschland vermittelt werden. Die Chancen, mit diesem Liedgut alle Kirchenmitglieder singend integrieren zu können, werden allerdings geringer.

Kirchliche Zukunftsstrategien

Die Evangelischen Kirchen reagieren mit einer Doppelstrategie. Einerseits wird versucht, in neueren Gesangbüchern (Evangelisches Gesangbuch von 1993) und jüngst erschienenen Anhangsheften möglichst vielen Stilrichtungen und Geschmacksvorlieben gerecht zu werden. Die Liederbücher werden dadurch dicker und gewinnen den Charakter von Archiven, aus denen sich jeder und jede holen kann, was gefällt. Zugleich wird der Markt der Beihefte und ergänzenden Liederbücher unübersichtlicher. Es bleibt dann den Einzelnen und den Gemeinden überlassen, die passende Auswahl des Liedgutes vorzunehmen. So kann schon der Gottesdienstbesuch in der Nachbargemeinde zum musisch-kulturellen Abenteuer mit Überraschungs- und Befremdungseffekt werden, weil man das dort gepflegte Liedgut bislang nicht kannte und vielleicht auch nicht mag. Im Gegenzug versuchen einzelne Landeskirchen und hymnologisch interessierte Kreise in der EKD, eine Kernliederliste zu verbreiten, in der Grundlieder des Protestantismus festgehalten sind.

Es gehört allerdings zur Eigenart protestantischen Singens, dass man auf Anordnungen von oben nicht gerne hört. So haben solche Versuche der Kanonisierung eines zentralen Liedbestands lediglich dann Aussicht auf Erfolg, wenn ihnen weit reichende pädagogische Initiativen zur Seite gestellt werden. Nur dann gibt es eine Chance, dass diese Lieder in der religiösen Sozialisation tatsächlich wieder eine entscheidende Rolle spielen.

Singen in ökumenischer Verbundenheit – Wege zur Gemeinsamkeit in der Verschiedenheit der Stile

Das kirchliche Singen ist mit dem 21. Jahrhundert endgültig in sein ökumenisches Stadium eingetreten. Dabei hat der Protestantismus sein Bestes in die allgemeine christliche Singkultur eingebracht. Zwar gibt es immer noch

konfessionell spezifische Liedkulturen (z. B. Marienlieder im Katholizismus), ein Großteil der deutschen Kirchenlieder ist jedoch inzwischen ökumenisches Gemeingut. Insbesondere die neuen Lieder sind nur mehr selten konfessionell eindeutig zuzuordnen. Die neuen, parallel edierten katholischen und reformierten Gesangbücher der Schweiz etwa haben einen sehr hohen Anteil gemeinsamer Lieder. Das Singen von Kirchenliedern ist so seltener ein konfessionelles Merkmal, vielmehr ein Zeichen ökumenischer Verbundenheit im Christsein geworden. Allerdings bilden sich in spezifischen Frömmigkeitsbewegungen (Kommunitäten, Missionsbewegungen etc.) je eigene Liedrepertoires aus, die zu neuen Ausdifferenzierungen und „Konfessionsbildungen“ beim Singen führen. Im Singen finden Angehörige des gleichen Milieus eben besonders leicht zueinander und verstärken so ihre ästhetisch zum Ausdruck kommenden, gemeinsamen Lebensstilvorstellungen.

Aus dieser Not wäre eine Tugend zu machen. Gerade im Singen bestehen in einer pluralen Volkskirche die Chance und der Auftrag, die jeweilige Verschiedenheit und Andersartigkeit wahrzunehmen und auszuhalten. Im Singen aus verschiedenen Traditionen verbindet sich, was als Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes immer schon zusammeng gehört. Die gegenseitigen ästhetischen Zumutungen der verschiedenen Traditionen sind als Herausforderungen religiöser Bildung anzunehmen. Im Singen der Verschiedenen kann sich dann schon heute die ökumenische Kirche von morgen abbilden.

Zuversichtlich in die Zukunft

In der herrschenden ästhetischen Wirklichkeitswahrnehmung sind Bilder und Klänge von entscheidender Bedeutung für die Entstehung von Visionen gelingenden Lebens und von Lebenssinn. Deshalb können sich diejenigen Kirchen glücklich schätzen, die über eine lebendige Musizier- und Singpraxis verfügen. So verfügen sie über Möglichkeiten, das Evangelium ästhetisch zu inszenieren und zu kommunizieren. Wer singt, betet nicht nur doppelt, wie schon Augustin sagte, sondern kann auch singend der Bibel näher kommen, anderen die frohe Botschaft des Evangeliums ganzheitlich weitersagen und die heilsame Nähe Gottes tröstend, aufbauend und herausfordernd erfahren. Wer singt, erfährt bei den Wendepunkten des Lebens im Klang der eigenen und fremden Stimmen das Leben unter der Verheißung Gottes in verdichteter Weise. Wer singt, kann sich probeweise und vertiefend einfinden in die Glaubenserfahrungen anderer Menschen und Generationen, die im Singen Kirche bildeten und bilden.

Der Blick in die bewegte Geschichte des Singens im Protestantismus ermutigt dazu, gelassen auf den Heiligen Geist als Kantor des guten und

gerechten Lebens zu vertrauen und sich zugleich mit Elan dafür einzusetzen, dass das Singen weiterhin Kennzeichen protestantischer Frömmigkeit und Kultur bleibt.

Literatur zur Vertiefung

Jochen Arnold u. a. (Hg.), Gottesklänge. Musik als Quelle und Ausdruck des christlichen Glaubens, Leipzig 2013.

Peter Bubmann, Musik – Religion – Kirche. Studien zur Musik aus theologischer Perspektive, Leipzig 2009.

Peter Bubmann / Konrad Klek (Hg.), Davon ich singen und sagen will. Die Evangelischen und ihre Lieder, Leipzig 2012.

Peter Bubmann / Michael Landgraf (Hg.), Musik in Schule und Gemeinde. Grundlagen – Methoden – Ideen. Ein Handbuch für die religionspädagogische Praxis, Stuttgart 2006.

Wolfgang W. Müller (Hg.): Musikalische theologische Etüden. Zum Verhältnis von Musik und Theologie, Zürich 2012.